



Musikerin Garanča in ihrem Garten bei Málaga

Säen, düngen, ernten

Sängerinnen Nach einer Babypause plant die großartige lettische Mezzosopranistin Elina Garanča ihr Comeback.

Vermutlich ist sie die einzige Sängerin von Weltrang, die ebenso fachkundig über Bizets „Carmen“ sprechen kann wie über das Schlachten von Schweinen.

Elina Garanča, 37, Mezzosopranistin aus Lettland und seit ein paar Jahren einer der höchstbezahlten Gesangsstars der Welt, wuchs in Riga auf. Beide Großelternpaare waren Bauern. Bei ihnen auf dem Lande lernte sie, Gemüse einzuwecken und Tiere zu töten. Für Elina Garanča war es eine schöne Kindheit.

Knapp 30 Jahre später hat sie an der Wiener Staatsoper, bei den Salzburger Festspielen, an der Londoner Covent

Garden Opera und natürlich an der New Yorker Met gesungen. Eine „Carmen“-Vorstellung dort mit ihr in der Titelrolle wurde 2010 weltweit live in rund tausend Kinosälen übertragen, geschätzt eine viertel Million Menschen verfolgte die Aufführung.

Und mit diesem Abend, so sagt sie heute, erreichte ihre Karriere „eine neue Stufe“. Garanča wurde so prominent, dass sie Open-Air-Galas bestritt, mit der Starsopranistin Anna Netrebko auftrat und mit ihr eine Opernplatte aufnahm sowie fünf Soloalben herausbrachte.

Mittlerweile ist sie zweifache Mutter, ihre Tochter Catherine Louise wird im September drei Jahre alt, Cristina Sophie kam im Januar zur Welt.

Nun bereitet Elina Garanča ihr Comeback nach der Babypause vor. Sie geht auch dabei planmäßig vor, ganz so, als müsste sie einen Acker neu bestellen: säen, düngen, ernten.

Noch vor der Geburt ihrer Jüngsten hat die Sängerin ihr neues Album „Meditation“ aufgenommen, mit geistlichen Stücken von Mozart bis Mascagni. Auch lettisches Liedgut ist dabei. Pünktlich zu ihrer Deutschlandtournee kommt die CD im Herbst auf den Markt.

Mit einigen Konzerten, etwa am vorvergangenen Sonntag in der Berliner Philharmonie, macht sich die Künstlerin zwischen Stillen und Stimmübungen wieder mit den Anforderungen des Musikbetriebs vertraut.

Das Album ist ein Familienprodukt, als Dirigent fungiert Garančas Mann Karel Mark Chichon, 42, ein Gibraltar-Brite, Chefdirigent der Deutschen Radio Philharmonie Saarbrücken Kaiserslautern. Bis vor zwei Jahren war er auch Chef des Lettischen Nationalen Sinfonieorchesters Riga. Doch der Staat kürzte dem Orchester die Gehälter um 60 Prozent. Die Musiker mussten sich zum Teil mehrere Zusatzjobs suchen, an einen geregelten Probenbetrieb war nicht zu denken. Chichon kündigte.

Das war besonders unschön, weil sich die Familie in Riga, Elinas Heimatstadt, niedergelassen hatte.

Nun verbringen die beiden Musiker mit ihren Kindern die meiste Zeit in Spanien. Dort, in der Nähe von Málaga in Sichtweite des Meeres, besitzen sie ein Haus. Sie haben es „Villa Tosca“ genannt. Ob Garanča als Mezzosopranistin jemals Puccinis tragische Heldin Tosca singen wird, die verzweifelt in den Tod springt, ist unklar.

FOTO: LAURA LEON / DER SPIEGEL

Bis jetzt hat sie klug alle Rollen abgelehnt, die ihre Stimme überfordern. Singe sie zu hohe Partien, sagt sie, bekomme ihre Stimme „schnell etwas Durchdringendes“.

So strömt ihr warmer, natürlicher Mezzo noch immer unangestrengt. Ihr gehe es, sagt die Sängerin auf der Terrasse ihres Hauses, „um Farbe“. Und „um das Timbre“. Das sei bei ihr eben in der Mittelstufe am schönsten. So sehen das auch ihre zahlreichen Anhänger. Timbre und der Wohlklang ihrer Stimme haben die Garanča mit einem hohen Gut ausgestattet: Unverwechselbarkeit.

Skandale sind ihr fremd, klare Ansagen nicht. Sie sei „ein Kontrollfreak“, gibt sie zu. Und meint damit sowohl die Auswahl ihrer Regisseure als auch die Planung ihrer Laufbahn. Sie sei eigentlich „nicht kompliziert“, aber sie wolle „auf der Bühne keinen Unsinn machen“, nichts, was sie nicht verstehe. Sie müsse begreifen können, was die Figur, die sie verkörpert, gerade auf der Bühne macht und warum.

Im Extremfall, wenn alles Diskutieren mit halsstarrigen Regisseuren nichts nütze, gehe sie lieber, „ohne Krach“, und bitte darum, eine andere Sängerin zu finden, die den Part besser spiele.

Vor einiger Zeit hatte sie sich entschlossen, mit Robert Wilson, dem großen alten Mann der szenischen Bewegungsverlangsamung, zusammenzuarbeiten. Sie schaute sich Videos von seinen Inszenierungen an und besuchte auch Aufführungen. Es hatte sie gereizt, sich seiner Zeitlupenchoreografie zu unterwerfen, obwohl sie „auf der Bühne eigentlich sehr beweglich sein will“. Das Projekt kam nicht zustande.

Garanča möchte nichts falsch machen. Besonders auf der Bühne nicht. Wenn schon Experimente, dann auf höchstem Niveau. In Lettland kannte sie Operaufführungen nur als Veranstaltung „mit Plüsch und schönen Kostümen“. Dann wurde sie 1999 nach Meiningen in Südtüringen verpflichtet. Sie sprach kein Deutsch und fühlte sich allein. Als erste Partie sollte sie eine der drei Damen in der „Zauberflöte“ singen. Die drei Damen waren als Sekretärinnen hergerichtet, und die böse Schlange, die sie im ersten Aufzug zur Strecke bringen müssen, wurde von einem Elektrokabel verkörpert.

Doch solche Regieeinfälle waren der 22-jährigen Debütantin fremd. Ihre Vorstellungen von einer gelungenen Opernproduktion waren an traditionellen Regiewerten geschult. Auch zu Hause war der Wunsch nach Avantgarde nicht aufgekommen. Vater Garanča arbeitete als Chorleiter, die Mutter bildete Sänger am Theater aus.

Mitte der Achtzigerjahre, in der Anfangsphase der Perestrojka, als Lettland begann, sich von der Sowjetunion zu lösen, wurde die Ernährungslage prekär. Fami-



Bühnenstar Garanča an der Wiener Staatsoper 2012*: Auf einer neuen Stufe

lien mit Kindern bekamen größere Zuteilungen an Lebensmitteln. Also stellte sich erst die Mutter mit Elina in die Schlange, dann der Vater, und zum Schluss wurde Elina noch den kinderlosen Nachbarn ausgeliehen. Oft begleitete sie die Mutter, die früher selbst als Sängerin aufgetreten war, ins Theater. Wohl deshalb wollte sie Schauspielerin werden. Doch sie fiel durch die Prüfung. Begründung: „talentlos“. Auch eine Ausbildung zum Musicalstar ließ sich nicht realisieren.

Also versuchte sie es doch mit einer Gesangskarriere. Einmal sprang sie an der Wiener Staatsoper für die berühmte griechische Kollegin Agnes Baltsa ein, das sicherte ihr erste Aufmerksamkeit. Aber der große Durchbruch war es noch nicht.

Gelassen erzählt Garanča von einer Sängergagentin, der sie am Anfang ihrer Karriere begegnet war. Jetzt, Jahrzehnte später, sei die Frau mit dem Geständnis auf sie zugekommen: „Heute kann ich es dir ja sagen, ich habe damals nicht an dich geglaubt.“

Andere wohl. 2003 war Garanča in Salzburg verpflichtet, in Mozarts „La clemenza di Tito“ sang sie den Annio und ein Jahr später die Dorabella in Mozarts „Così fan tutte“. Nun begann die Karriere tatsächlich. Die Sopranistin erfüllte alle Anforderungen gewissenhaft und ohne Allüren.

Garanča eignet sich nicht zur Diva. Diese Gattung stirbt ohnehin aus. In einem auf Effizienz und Verlässlichkeit getrimmten Geschäft ist für Capricen und Kapriolen kein Platz. Karrieren in der Klassik werden nicht mehr im Plattenstudio gemacht. Die Firmen verlieren schnell die Geduld mit ihren Künstlern. Wenn die ersten Alben floppen, ist es dann vorbei mit der Zusammenarbeit. Garanča hat das im

Blick, sie sieht sich selbst „als Marke“. So gar ihre potenzielle Verweildauer auf dem Markt ist ihr bewusst: Wenn es gut geht, noch 15 Jahre, hofft sie.

Und auch die Grenzen der Belastbarkeit sind ihr bekannt. Höchstens 50 Abende im Jahr mag sie auftreten. 40 singe man fürs Publikum, 5 für sich, 3 für die Karriere und 2 für das Geld. Gemeint sind damit die Galas, „wahnsinnig tolles Geld“ falle dabei ab.

Nur übertreiben darf man als Künstler nicht. Sonst ergeht es ihr noch wie dem Kollegen Rolando Villazón, der stimmlich rapide abbaute und inzwischen mehr in Talkshows gastiert als auf der Bühne. Garančas Liederabende wie zuletzt in der Berliner Philharmonie sind der reinen Kunst gewidmet. Doch das Publikum, das diese Art der intimen Gesangsdarbietung zu schätzen weiß, altert zusehends. Als Zugabe sang sie ein lettisches Wiegenlied.

Mit bald 40, glaubt Garanča, sei ihre Stimme noch immer „nicht voll aufgeblüht“. Sie trainiere sie mit ihrer Mutter und gelegentlich mit Gesangslehrern, die ihr Kollegen empfehlen.

In der Mittagssonne Andalusiens vor ihrer „Villa Tosca“ benennt Garanča „ihre Ziele“. Sie wolle die Amneris in Verdis „Aida“ singen und Wagners Kundry im „Parsifal“.

Und dann komme möglicherweise auch der Moment in ihrer Karriere, in dem die Balance zwischen Wollen und Können da sei. Wenn sie Glück habe, werde der Moment zehn Jahre dauern.

Joachim Kronsbein



Video: Joachim Kronsbein über Elina Garančas Gesang

spiegel.de/app212014mezzosopranistin oder in der App DER SPIEGEL

* Als Sesto in „La clemenza di Tito“.